

Es war ungefähr neun Uhr morgens, als ich mich meiner Wohnung näherte. Zusammengesackt im Fond eines Taxis starrte ich aus müden Augen hinaus auf die monochrome Trostlosig-

keit des urbanen Hertfordshire. Wir schrieben die dritte Woche des Februar 2009, der Himmel versteckte sich hinter dichten Wolken, nie hatte die Welt grauer ausgesehen, nie sich kälter angefühlt als an diesem Morgen. Ich dachte an das Land, aus dem ich gekommen war: voller Wärme, Farben, Vitalität. Das tiefe Blau des Sommerhimmels über Sydney, das blendende Spiel des Lichts auf dem Wasser des Hafens. Und jetzt das hier. Das windige, verregnete Watford.

»Wenn Sie mich bitte hier rauslassen«, sagte ich zu dem Taxifahrer.

Er sah mich leicht verwundert an, als ich meinen Koffer vom Vordersitz des Taxis zog und ihm das Fahrgeld zahlte (fünfundzwanzig Pfund plus Trinkgeld). Aber ich wusste – auch wenn ich den bösen Augenblick nur hinausschob –, dass ich nicht gleich nach Hause gehen konnte. Ich brauchte noch Zeit, musste erst Kraft sammeln. Und so bog ich, meinen Koffer hinter mir herziehend, von der Lower High Street nach links ab und ging die Watford Field Road hinauf. Als ich beim Park angekommen war, ließ ich mich auf einer Bank nieder. Die Holzplatten waren nass, die feuchte Kälte sickerte mir durch Hose und Unterhose in die Haut. Es war mir egal. Mein Haus stand keinen Kilometer von hier entfernt, und ich konnte in ein paar Minuten dort sein, aber bis dahin wollte ich einfach nur auf dieser Bank sitzen, nachdenken, die Menschen auf ihrem Weg zur Arbeit beobachten – mich vergewissern, vermutete ich, dass ich noch irgendeine Verbindung zu diesen Menschen spürte: meinen Mitmenschen, meinen britischen Landsleuten, meinen Watford-Mitbürgern.

Eine harte Probe.

Es dürfte etwa alle dreißig Sekunden jemand an meiner Bank vorbeigekommen sein, aber niemand wünschte mir einen guten Tag, nickte mir zu, suchte auch nur Blickkontakt. Im Gegenteil, immer wenn *ich* Blickkontakt suchte oder so schaute, als wollte ich jemanden ansprechen, wandten sie – jäh und demonstra-

tiv – den Blick ab und beschleunigten den Schritt. Man hätte annehmen sollen, dass vor allem Frauen es so machten, aber das stimmte nicht – die Männer schienen sich mindestens genauso vor der Aussicht zu fürchten, ein Fremder könnte sich, wie flüchtig auch immer, mit ihnen beschäftigen wollen. Es war ernüchternd zu erleben, dass schon der winzige Funke menschlicher Zusammengehörigkeit, den ich zwischen uns entzünden wollte, ihnen Angst einjagte und sie in die Flucht trieb.

Für alle, die Watford Field nicht kennen: Hierbei handelt es sich um ein Stückchen Parklandschaft, kaum größer als zweihundert mal zweihundert Meter, so nah an den großen Durchgangsstraßen Waterfields Way und Wiggenhall Road gelegen, dass der Verkehrslärm durchgehend zu hören ist. Es ist also nicht gerade eine Oase der Ruhe, aber heutzutage muss man froh über jeden Flecken Grün sein, auf den man sich mal zurückziehen kann. Nach einer Weile begann ich mich dort seltsam aufgehoben zu fühlen an diesem Morgen, und trotz Feuchtigkeit und Kälte blieb ich viel länger sitzen, als ich vorgehabt hatte. Natürlich kamen immer weniger Leute vorbei, je später es wurde. Schließlich kam der Moment, an dem ich seit zehn Minuten niemanden mehr zu sehen bekommen hatte. Und es war über eine Stunde her, seit ich zum letzten Mal ein Wort mit jemandem gewechselt hatte – sofern man meinen gemurmelten Abschiedsgruß an den Taxifahrer überhaupt als Wortwechsel bezeichnen darf. Offenbar wurde es Zeit, hier Schluss zu machen und mich der abweisenden Leere meines Hauses zu stellen.

Dann tauchte ein Mann auf, er bog aus dem Farthing Close und kam direkt auf mich zu. Und etwas in der Unsicherheit seines Gangs, etwas Zögerliches in seiner Haltung brachte mich auf den Gedanken, er könnte der Richtige sein. Er schien Anfang zwanzig, trug einen marineblauen Fleecepulli und stonewashed Röhrenjeans. Er hatte einen dichten, lockigschwarzen Haar-

schoopf und zeigte erste Anzeichen eines Schnauzbarts – zaghaft, wie alles an ihm. In offener Verwirrung blickte er um sich, und ehe er meine Bank erreichte, blieb er zwei Mal stehen, drehte sich um und ließ den Blick schweifen, als hielte er Ausschau nach alternativen Richtungen, in die er hätte gehen können. Anscheinend hatte er sich verlaufen. Genau, das musste es sein – er hatte sich verlaufen! Und was macht jemand, der sich verlaufen hat? Er bleibt stehen und erkundigt sich nach dem Weg. Und genau das würde er tun. Wahrscheinlich wollte er zum Bahnhof an der High Street. Oder ins General Hospital. Beides war in der Nähe. Er würde mich nach dem Weg fragen, und wir würden ins Gespräch kommen. Sogar den Verlauf des Gesprächs konnte ich mir schon vorstellen. Er hatte mich noch gar nicht angesprochen, da probte ich es bereits in Gedanken. »Wohin des Wegs, mein Freund? Zum Bahnhof? High Street Station ist gleich um die Ecke, aber wenn Sie nach London wollen, sind Sie mit der Watford Junction besser dran. Das sind etwa zehn, fünfzehn Minuten zu Fuß. Weiter die Straße entlang – zurück zur Lower High Street – und dann links abbiegen und immer geradeaus, bis Sie zu der großen Kreuzung mit der Ringstraße kommen ...«

Ich hörte schon seine Schritte, die sich immer rascher näherten, und seinen irgendwie unregelmäßigen, gehetzt klingenden Atem. Ich sah, dass er jetzt fast bei mir war. Und dass er nicht ganz so freundlich dreinblickte, wie ich es mir vorgestellt hatte.

»Dann überqueren Sie die Ringstraße«, fuhr ich in Gedanken unbeirrt fort, »und lassen den Eingang zum Harlequin rechts liegen und den großen Waterstone's ...«

»Gib mir dein Handy.«

Die Stimme in meinem Kopf verstummte augenblicklich.

»Wie bitte?«

Ich schaute hoch und sah ihn auf mich herabstarren, sein Gesicht eine Mischung aus Böswilligkeit und Angst.

»Her mit dem Scheißhandy, aber schnell.«

Ohne weitere Widerworte zwängte ich die Hand in die Hosentasche und versuchte, mein Mobiltelefon herauszuziehen. Bei der engen Hose kein leichtes Unterfangen.

»Tut mir leid.« Ich verrenkte und mühte mich. »Irgendwie will es nicht ...«

»Nicht angucken!«, rief der Mann (der eigentlich mehr wie ein Junge aussah). »Nicht mein Gesicht angucken!«

Ich hatte das Telefon weitestgehend aus meiner Hosentasche herausbefördert. Welche Ironie: Mein letztes Modell war ein superschlankes Nokia gewesen, das ohne Weiteres herausgeflutscht wäre. Für das klobigere Sony Ericsson hatte ich mich entschieden, um MP3's abspielen zu können. Aber ob das der rechte Moment für derlei Erklärungen war?

»Na endlich«, sagte ich und hielt ihm das Handy hin. Er riss es mir brutal aus der Hand. »Kann ich sonst noch etwas für Sie tun – Bargeld, Kreditkarten ...?«

»Fick dich!«, rief er und rannte den Farthing Close hinauf, in die Richtung, aus der er gekommen war.

Das alles war binnen weniger Sekunden passiert. Auf die Bank zurücksinkend, blickte ich seiner kleiner werdenden Gestalt nach. Ich zitterte leicht, beruhigte mich aber schnell wieder. Mein erster Impuls war, 999 zu wählen und die Polizei zu rufen, aber ich hatte ja gar kein Telefon mehr. Mein zweiter Impuls war es, den Koffer nach Hause zu rollen, mir unterwegs im Lebensmittelladen Milch zu besorgen und mir zu Hause einen Tee zu kochen. Seltsamerweise bedauerte ich den Verlust meines Handys – das ohnehin gegen Diebstahl versichert war – weit weniger als die Tatsache, dass meine ersehnte Kontaktaufnahme nicht wie geplant verlaufen war.

In dem Augenblick hörte ich wieder Schritte. Laufschritte diesmal. Und dieselben keuchenden, unregelmäßigen Atemzüge. Es war mein Straßenräuber. Er rannte direkt an meiner Bank vorbei, ohne auf mich zu achten, dann blieb er plötzlich

stehen, schaute zu mir her und strich sich mit der Hand durchs Haar.

»Scheiße«, sagte er. »Scheiße!«

»Was ist los?«, fragte ich.

Er wirbelte herum.

»Hä?«

Erst auf den zweiten Blick schien ihm klar zu werden, dass er die Person vor sich hatte, der er eben das Handy geklaut hatte.

»Was ist los?«, wiederholte ich meine Frage.

Es dauerte noch ein paar Sekunden, bis er die Situation bewertet hatte und zu dem Schluss gekommen war, dass ich ihn nicht auf den Arm nahm. Er sagte: »Ich hab mich verlaufen, Mann. Verdammte Scheiße! Wie komm ich von hier zum Bahnhof?«

Beim Klang dieser Worte ging mir das Herz auf.

»Also, hier gibt es zwei Bahnhöfe. Wohin soll die Reise gehen?«

»London, Mann. Ich muss sofort zurück nach London.«

»Dann sind Sie mit der Watford Junction besser dran. Das sind etwa zehn bis fünfzehn Minuten zu Fuß. Gehen Sie einfach diese Straße weiter, bis Sie zur Lower High Street kommen, dann biegen Sie nach links ab und gehen geradeaus bis zur großen Kreuzung mit der Ringstraße ...«

»Ringstraße? Wo die vielen Verkehrsampeln stehen?«

»Richtig. Sie überqueren die Ringstraße, lassen den Eingang zum Harlequin rechts liegen und den großen Waterstone's ...«

»Okay, okay, ich kenne das Harlequin, von dort aus finde ich den Weg. Wunderbar. Wirklich großartig, ich bin gerettet, Mann.«

»War mir ein Vergnügen«, sagte ich und lächelte ihm direkt ins Gesicht – ein Fehler, denn er fing gleich wieder an zu schreien: »Nicht mein Gesicht angucken, Mann, bloß nicht mein Gesicht angucken!«, dann drehte er sich um und lief im

Sprinttempo zum Ende des Parks und weiter die Straße entlang, die zur Lower High Street führte.

Der Jetlag musste mich schlimm erwischt haben, ich konnte nicht klar denken. Während ich hinüber zu dem Lebensmittelgeschäft schlenderte, fiel mir zu dem Überfall nur ein, dass er eine gute Geschichte für Poppy abgeben würde, und ich war tatsächlich so zufrieden darüber, ihr die Geschichte erzählen zu können und einen Vorwand zu haben, sie noch heute Vormittag anzurufen, dass ich mir in bester Laune eine skurrile, finstere SMS zu dieser Episode überlegte. Erst als ich meinen Koffer vor dem Milchladen abstellte, fiel mir ein, dass ich ihr gar keine SMS schicken konnte, weil ich kein Handy mehr hatte, und weil ich kein Handy mehr hatte, hatte ich auch ihre Telefonnummer nicht mehr und auch sonst keine Möglichkeit, Kontakt mit ihr aufzunehmen.

Ja, so war das.

Ich ging in den Laden, um die Milch zu kaufen.

7

Als ich meine Haustür aufstieß, fürchtete ich, einen Berg Postwurfsendungen vorzufinden. Aber so viele waren es gar nicht. Ein Dutzend Umschläge vielleicht. Nach einer Abwesenheit von drei Wochen hatte ich mir das ehrlich gesagt schlimmer vorgestellt.

Ich ließ meinen Koffer im Flur stehen, klaubte die Briefe auf und trug sie ins Wohnzimmer. Drinnen überkam mich ein Frösteln. Ich muss wohl nicht erwähnen, dass mich keine Radiomusik aus der Küche erwartete, kein frischer Kaffeeduft durch den Flur zu mir herüberwehte. Caroline und Lucy waren – das hatte ich natürlich gewusst – über dreihundert Kilometer weit weg. Aber vielleicht war einer dieser Briefe von ihnen. Nachdem sie fortgezogen waren, hatte Lucy mir noch ziemlich oft geschrieben – so alle paar Wochen – und meistens etwas dazugelegt, das sie in der Schule gemacht hatte, eine Zeichnung, eine Collage oder einen Aufsatz. Aber in letzter Zeit waren ihre Briefe seltener geworden. Ich glaube, den letzten hatte ich im November bekommen. Also, mal sehen ... Ich blätterte die Umschläge durch und sah schnell, dass nichts von ihr dabei war. Drei Kreditkarten-Abrechnungen. Briefe von Energieversorgern, die um Kunden buhlten. Kontoauszüge, Handyrechnungen. Der übliche Mist. Nichts von irgendwelchem Interesse.

Ich ging in die Küche, um die Heizung aufzudrehen und Wasser zu kochen, und während ich das tat, fiel mein Blick auf den an der Wand montierten Anrufbeantworter. Eine Zahl blinkte mir entgegen. »Fünf«. *Fünf* telefonische Nachrichten nach fast einem Monat Abwesenheit. Lächerlich. Sollte ich es riskieren, sie abzuhören?

Um Mut zu sammeln, ging ich erst einmal nach oben und in das hintere Schlafzimmer, um meinen Computer hochzufahren. Wie jedes Mal bestand die Kunst darin, den Raum zu betreten und zu tun, was getan werden musste, ohne mich umzusehen. Darin hatte ich inzwischen Routine. Ich musste es so machen, weil es Lucys Zimmer war. Wahrscheinlich wäre es vernünftiger gewesen, es zu renovieren, nachdem sie und Caroline ausgezogen waren, aber ich hatte es einfach nicht fertiggebracht – noch nicht. Und deshalb hing noch die rosa Mädchentapete an den Wänden, die sie so mochte, mit den Tesafilmresten an den Stellen, wo sie die Poster aus ihren Tiermagazinen befestigt hatte – riesige Nahaufnahmen schlafender Hamster, überirdisch possierlicher Beutelmäuse und Ähnlichem. Wenigstens waren die Poster selber verschwunden. Aber allein die Tapete war eine schmerzhaft Erinnerung. Vielleicht sollte ich sie mir diese Woche vornehmen. Man musste sie ja nicht abreißen, ich konnte sie einfach überstreichen – drei oder vier Schichten weiße Deckfarbe, und das Blümchenmuster wäre verschwunden. Aber bis dahin machte ich mit dem Tunnelblick weiter, begrenzte mein Gesichtsfeld auf die Dinge, mit denen ich mich befassen wollte. Das machte es mir leichter.

Zurück in der Küche, goss ich mir einen Becher starken Tee auf und trank ein paar Schlucke, bevor ich den Startknopf des Anrufbeantworters drückte. Meiner leicht zittrigen Vorfremde war nur ein kurzes Leben beschieden. Eine Nachricht von meinem Arbeitgeber machte mich darauf aufmerksam, dass in ein paar Tagen das letzte Gespräch mit der Arbeitsschutz-Beauftragten anstand. Außerdem waren noch zwei Nachrichten von meinem Zahnarzt auf dem Band: eine automatische, die mich auf den Kontrolltermin von vor zwei Wochen aufmerksam machte (den ich komplett vergessen hatte), und eine von einer echten Person, am folgenden Tag hinterlassen, die mich fragte, warum ich nicht erschienen sei, und mich darauf hinwies, dass ich die Kontrolluntersuchung trotzdem bezahlen musste. Dann

gab es noch zwei leere Nachrichten, einfach lang gezogene elektronische Pieptöne, an deren Ende man jemanden aufliegen hörte. Eine von ihnen könnte von Caroline gewesen sein, aber die Inverssuche brachte in dem Fall nichts, weil beide Anrufe vor denen meines Zahnarztes eingegangen waren.

So viel zum Telefon.

Na gut, vielleicht vermochte Facebook meine Stimmung zu heben. Dort hatte ich immerhin siebzig Freunde. Da dürfte es hoch hergegangen sein während meiner Abwesenheit. Ich nahm meinen Tee mit nach oben, machte es mir vor meinem Computer bequem und loggte mich ein.

Nichts.

Schockiert starrte ich auf den Bildschirm. Nicht ein einziger Freund hatte mir im letzten Monat eine Nachricht geschickt oder mir irgendetwas an die Pinnwand geheftet, mit anderen Worten, nicht einer dieser siebzig Menschen hatte während meiner Abwesenheit an mich gedacht.

Mein Bauch fühlte sich plötzlich hohl an. Ein Brennen in den Augen kündigte die Tränen an. Schlimmer hätte es kaum kommen können.

Blieb nur noch eine Hoffnung: E-Mail. Durfte ich es wagen, Outlook Express zu öffnen? Wenn mein Posteingang nun dieselbe Geschichte erzählte?

Meine Finger bewegten sich mechanisch, roboterhaft über die Tastatur. Ich umklammerte die Maus in der rechten Hand und nahm den Blick nicht vom Bildschirm, der sich mit der Willkommensmeldung des Programms füllte und der dann die Betreffzeilen früher eingegangener Mails anzeigte. Langsam, begleitet von Herzklopfen – ein Abgrund der Furcht öffnete sich in meinem Bauch –, bewegte ich den Cursor über den Bildschirm und klickte den Schicksalsbutton an: »Senden/Empfangen«.

Die Dialogbox erschien. Die Fortschrittsmeldungen blitzten auf: Suche Host. Verbunden. Erhalte Berechtigung. Verbunden. Dann ein paar Sekunden Pause, der Computer schien mich

ärgern, sich an meiner Qual weiden zu wollen, bis – JA! – o Freude über Freude – »Empfange Liste der Nachrichten vom Server«, und – ich konnte es kaum glauben – die erste Nachricht mit einer verblüffenden Verheißung erschien: »Empfange Nachricht 1 von 137«.

Einhundertsiebenunddreißig Nachrichten! Wie war das möglich? Wer wollte behaupten, ich hätte keine richtigen Freunde?

Neben meinem »Posteingang«-Icon türmten sich die Zahlen jetzt rasch auf. Zwanzig Nachrichten, sechzig, fünfundsechzig – sie strömten nur so herein. Ich würde den ganzen Tag brauchen, um sie zu lesen. Von wem mochten sie sein – Chris, Lucy, Caroline? Oder gar von meinem Vater, der die Verantwortung dafür übernehmen wollte, dass mein Australienbesuch zu nichts geführt hatte?

Ich schloss einen Augenblick die Augen, holte tief Luft, um mich dann den ersten Nachrichten zu widmen. Sie lasen sich so:

*Ist Ihre Möhre zu klein? Wir haben die Lösung.
Für mehr Power in deiner Hose.
Dein Ständer macht jede Frau schwach.
Stell dein kleiner Freund sich tot, bist du in allergrößter Not.
Nie mehr zu früh kommen.
Fröhlich poppen statt floppen.
Wird er im Alter manchmal weich, wirf die Blaue ein, und er steht dir gleich.
Die beste Methode, dir einen Ruf wie Donnerhall zu verschaffen.
Sei deinen Kumpels immer eine Länge voraus.
Gib der Lady deinen Kolben zu spüren.*

Nein, nein, keine Angst, das waren erst Nummer eins bis zehn. Da hat der Spamfilter wohl mal gehakt. Es würden sich schon noch seriöse Nachrichten finden. Nur immer weiter im Text.

*Damit die nächste Nacht auch deiner Frau in Erinnerung bleibt.
Der kleine Helfer gegen die Pein der Minderwertigkeit.
Nimm die Blaue, sei kein Tor, dann steht er wie ein Ofenrohr!
Enttäusche sie nie wieder.
Ist dein Schwanz bereit für ein Upgrade?
Gib deinem Johnny Zucker!
Mit dem Stoff in deiner Blutbahn kannst du poppen wie
ein Truthahn.
Du wirst ihn Alexander den Großen nennen.
Nur der beste Treibstoff für deine Rakete.*

O Gott. Das müssen doch jetzt alle sein. Oder nicht?

Dein Leben ist kein Leben, wenn dein Teil zu klein ist.

Das war jetzt wirklich bitter. Bei all den vielen Problemen in meinem Leben war ich noch nie auf den Gedanken gekommen, mein »Teil« könnte zu klein sein. In dieser Hinsicht hatte ich mich immer als guten Durchschnitt eingeschätzt. Aber jetzt, im Angesicht dieses Überfalls, begann mein »kleiner Freund da unten« – anders konnte ich forthin nicht mehr an ihn denken – sich mickrig und schrumpelig wie ein Wiesenchampignon anzufühlen.

*Die Nase voll davon, dass dein kleiner Freund stets zu Boden blickt?
Vögeln wie ein Macho!
Für den kleinen Ständer zwischendurch.
Nie mehr das Licht ausschalten, bevor man die Hosen
runterlässt.
Nur beim Sex lernst du ihr Inneres richtig kennen ...
Eine Frau will hart penetriert werden.
Nur ein Riesenprügel reicht bis zum G-Punkt.
Hol dir die längste Banane.
Schenk ihr das Glück! Nimm ihr den Schmerz!*

Nimm ihr den Schmerz...? Das war interessant. Während all diese Betreffzeilen hinter einer Art Schleier an mir vorüber-scrollten und mir immer klarer wurde, dass es die einzigen Nachrichten waren, die im Lauf der letzten drei Wochen an mich versandt worden waren, begannen meine Gedanken zu wandern, ob das denn wirklich Fremde waren, die mir solche Sachen schrieben, ob ich tatsächlich nur der zufällige Empfänger dieser Werbemails von Pharmaunternehmen und Pornoseiten war. Manche dieser Sätze lasen sich auf den ersten Blick fast ein bisschen philosophisch. Ich begann mich zu fragen, ob nicht vielleicht sogar eine Art Weisheit in ihnen verborgen lag – eine Weisheit, die ganz speziell für mich bestimmt war.

Hol dir ein Stück Jugend zurück.

Ja, wieso eigentlich nicht?

Was fehlt dir, um der ideale Mann zu sein?

Diese Frage hatte ich mir selber oft gestellt, viele Male. Wussten diese Menschen die Antwort darauf?

Damit du lernst, ganz in ihr zu sein.

Das war mir bei Caroline nie gelungen. Wie wahr. Wie viel besser wäre es gewesen, wenn ich gelernt hätte, ganz in ihr zu sein.

Stehkraft hier erwerben.

Noch mal, war es das, wo ich versagt hatte? Der eigentliche Grund, warum sie mich verlassen hatte? Dass sie bei mir nichts zum Anfassen gefunden hatte?

Ich war ungefähr bei Nummer einhundert angekommen. Und es war noch lange nicht zu Ende.

Kopf hoch, kleiner Freund.

Hol dir endlich die Beachtung, die du verdienst!

*Vergiss die Vergangenheit und richte den Blick in die Zukunft –
wachse noch heute.*

Es ist eine Frage der Mannesehre!

Keine Frau wird dir mehr die kalte Schulter zeigen.

*Für dein kümmerliches Glied kann keiner was, aber du kannst
etwas dagegen tun.*

Hallo Max

Schlaffheit wird für dein Rohr ein Fremdwort sein.

*Stärke deine Manneskraft, und du hast die Schlacht
gewonnen.*

Und es kommt doch auf die Größe an.

Moment mal – »Hallo Max«? Das klang nicht nach Spam.

Hastig scrollte ich zurück zu der verirrten Nachricht und schaute sie mir genauer an. Sie war von Trevor – Trevor Paige. Es war eine richtige E-Mail von einem richtigen Menschen. In einem Rausch des Glücks und der Erleichterung klickte ich sie an und las die Worte, die mir in diesem Augenblick so eloquent wie ergreifend vorkamen, so voller Liebreiz und Sinngehalt wie nur irgendetwas, das Shakespeare oder ein vergleichbarer Poet verfasst hatte.

Hi max bin mittwoch in watford lust auf'n bier

Gruß trev

Nachdem ich diese Nachricht so oft gelesen hatte, dass sie sich in mein Gehirn eingebrannt hatte, legte ich die Arme auf meine Computertastatur, bettete meinen Kopf darauf und entließ einen Seufzer aufrichtiger und tief empfundener Dankbarkeit.

Ein paar Minuten später ging ich zu Bett. Eigentlich hatte ich dem Jetlag trotzen wollen, aber die Müdigkeit war stärker. Ich schlief sofort ein, auch wenn es ein unruhiger Schlaf war.

Kennt ihr die Träume, die halb Traum und halb etwas anderes sind? Als weigerte sich das Wachbewusstsein – bei aller Erschöpfung –, still zu liegen und das Unbewusste ans Ruder zu lassen. So ungefähr war es zuerst. Immer wieder sah ich Bilder meines alten Schulfreunds Chris Byrne und seiner Schwester Alison, aber ich hätte nicht sagen können, ob diese Bilder aus einem Traum oder einer Erinnerung stammten. Wir waren Teenager, und ich hielt mich mit den beiden an einem Ort auf, den ich nicht erkannte; es war irgendwo auf dem Land, ringsherum waren Wälder. Chris hatte langes Haar, Siebzigerjahre-Stil, und sah aus, als hätte er das Rasieralter bereits erreicht: Rudimente eines Barts wuchsen ihm in Büscheln ums Gesicht herum. Er saß im Schneidersitz auf einem Teppich aus Blättern, spielte auf seiner Gitarre und nahm weder von mir noch von Alison Notiz. Am Waldrand gab es eine glitzernde Wasserfläche, auf die Alison zuing. Im Gehen, mit dem Rücken zu mir, fasste sie den unteren Saum ihres T-Shirts und zog es sich langsam über den Kopf, verführerisch, mit einem auffordernden Blick zurück zu mir. Darunter trug sie ein orangefarbenes Bikinioberteil. Ihre Haut war glatt, makellos und sonnenbraun.

Meine Nachbarin trug irgendwelches Gerümpel hinaus zu ihrer Mülltonne, und das Klappern des Deckels riss mich aus dem Schlaf. Ich setzte mich im Bett auf und sah auf die Uhr:

halb drei, Nachmittag. Ich sank in die Kissen zurück, starrte an die Decke, war auf einmal hellwach. Warum hatte ich von Chris und Alison geträumt – oder an sie gedacht? Wahrscheinlich, weil mein Vater während der vergangenen drei Wochen mich unter anderem ständig mit der Frage genervt hatte, was Chris machte und ob wir uns immer noch sahen. Typisch, dass er gerade darauf herumritt; typisch, dass er (unwissentlich?) nicht aufhörte, auf einem meiner schwächsten Punkte herumzuhacken, bis ich ihm jedes Mal beinahe an die Gurgel gesprungen wäre, wenn er wieder damit anfang. Vielleicht hätte ich das schon früher erklären sollen, aber Chris war mein ältester Freund, noch aus der Grundschulzeit in Birmingham. Seitdem war ich eigentlich durchgehend mit ihm in Kontakt geblieben, bis Caroline, Lucy und ich vor fünf Jahren mit Chris und seiner Familie nach County Kerry in die Ferien gefahren waren. Der Urlaub war eine Katastrophe gewesen – eine Katastrophe wegen eines Unfalls, der seinem Sohn Joe passiert war, der dabei ziemlich böse Verletzungen erlitten hatte. Nach diesem Unfall war viel mit Beschuldigungen herumgeworfen worden, in verschiedene Richtungen, viele Dinge, die besser ungesagt geblieben wären, mit dem Ergebnis, dass Chris und seine Familie früher abgereist waren. Seitdem hatte er keinen Kontakt mehr mit mir gesucht. Wahrscheinlich hat er darauf gewartet, dass ich mich bei ihm melde, aber ich fühlte mich nicht in der Lage dazu, weil ... na ja, jetzt ist nicht der rechte Zeitpunkt, das zu erklären. Das ist alles sehr kompliziert. Aber warum die Höhen und Tiefen meiner Freundschaft zu Chris von Interesse für meinen Vater sein sollten (»Wie geht's ihm denn?«, fragte er ständig. »Wann hast du ihn zuletzt gesehen? Wen hat er geheiratet?«), darf man getrost als eines der großen ungelösten Rätsel des Lebens bezeichnen.

Ich blieb noch eine Weile im Bett liegen, dachte über dieses Bild von uns dreien in den Wäldern nach. Und dann wurde mir klar, wo es herkam: In dem langen, heißen Sommer 1976

(dem Dürresommer, als den ihn Leute meines Alters immer im Gedächtnis behalten werden) waren unsere beiden Familien zu einem gemeinsamen Campingurlaub in den Wäldern nahe Coniston Water oben im Lake District gewesen. An viel mehr kann ich mich nicht erinnern, nur dass mein Vater in dieser Woche sehr viele Fotos gemacht hatte, die alle noch irgendwo in einem Album herumlagen. Richtig, in dem gefürchteten rosa Kinderzimmer, wenn ich mich nicht sehr täuschte.

Ich ging das Album holen, trug es zurück ans Bett, schaltete die Nachttischlampe an und lehnte mich in die Kopfkissen zurück. Das Album war in dunkelblaues Kunstleder gebunden, und die eingeklebten Abzüge hatten bessere Tage gesehen, ihre einst kräftigen Farben waren stark ausgebleicht. Außerdem hatte ich vergessen, was für ein lausiger Fotograf mein Vater war. Das heißt, es waren sicher ausgezeichnete Fotos, wenn man auf Naturfotografie stand, auf extreme Nahaufnahmen von seltsamen Felsbrocken, deren frei liegende Oberflächenstrukturen offenbar seine Fantasie angeregt hatten, aber wenn man nach Erinnerungen an einen Familienurlaub suchte, verschwendete man mit diesen Bildern seine Zeit.

Ich blätterte ungeduldig weiter und fragte mich, warum es ihm nicht möglich gewesen war, auch nur ein einziges Foto von mir oder meiner Mutter zu machen. Oder überhaupt von irgendeinem menschlichen Wesen. Aber ich wusste, dass es mindestens ein Foto von Chris und Alison in dem Album gab – ein Bild, an das ich mich deutlich erinnerte, obwohl ich es seit mindestens zehn Jahren nicht mehr gesehen hatte –, und als ich es schließlich fand, auf der allerletzten Seite des Albums, wurde mir klar, dass die Bilder, die ich an dem Morgen im Bett gesehen hatte, seltsame Bastarde gewesen waren: halb Erinnerung, halb Traum. Auf diesem Foto standen Chris und seine Schwester an einem grauen, sonnenlosen Nachmittag bis zu den Knien im Wasser. Ihre Haare waren nass vom Schwimmen, und besonders Alison sah ziemlich verfroren aus.

Sie trug diesen orangeroten Bikini, und das gleichmäßige Sonnenbraun ihres jungen Körpers wurde abgerundet durch das kastanienbraune, hinten und an den Seiten jugenhaft kurz geschnittene Haar.

Ich gähnte laut, ließ das Fotoalbum auf die Bettdecke sinken. Das Licht der Nachttischlampe fiel jetzt in einem anderen Winkel auf das Bild von Chris und Alison, und ich bemerkte etwas Seltsames: Wenn man genau hinsah, konnte man erkennen, dass das Foto irgendwann einmal in der Mitte geknickt worden war, ein feiner Falz teilte es in gerader Linie exakt in zwei Hälften. Wieso das? Ich gähnte wieder, wandte den Blick von dem Album und streckte die Hand zum Schalter der Nachttischlampe aus. In so einem Zustand musste man gar nicht versuchen, einen klaren Gedanken zu fassen. Ich wusste, dass ich längst noch nicht ausgeschlafen war. Mein letzter Gedanke galt nicht der zerbrochenen Freundschaft mit Chris Byrne oder den früher einmal komplizierten Gefühlen für seine Schwester, sondern Poppy. Ich konnte es kaum fassen, dass ich ihre Nummer nicht mehr hatte. Und ihren Nachnamen hatte sie mir nicht verraten.

Kurz vor sieben wachte ich wieder auf und tat gleich danach etwas, dessen ich mich sehr schäme, etwas, für das ich meinen Computer und das Internet missbrauchte. Eigentlich wollte ich gar nicht darüber reden, aber wenn es nun schon darum geht, hier die ganze Geschichte zu erzählen, ungeschönt, dann kann ich es wohl nicht gut verschweigen.

Wie soll ich es erklären?

Es hat etwas mit Caroline zu tun. Mit Caroline und der Tatsache, dass sie mir immer noch sehr fehlte.

Es ist so, dass ich – neben E-Mail und Telefon – noch eine dritte Methode hatte, mit Caroline in Kontakt zu treten, auf die ich nur in Ausnahmefällen zurückgriff, weil ich mir deshalb ein bisschen billig, ein bisschen gemein vorkam, ein bisschen

wütend auf mich selber war. Und trotzdem kam es immer wieder mal vor, dass diese Methode – wenn ich sie besonders stark vermisste, wenn ich mehr von ihr brauchte als höfliches Kurzgeplauder, ein paar geschäftsmäßige Sätze über Lucys Fortschritte in der Schule – mir wie meine letzte Option erschien.

Es fing ganz harmlos an.

Während unserer Ehe, als Lucy etwa fünf oder sechs war, fing Caroline auf einmal an, das Internet viel häufiger zu nutzen als vorher. Ich glaube, der Auslöser war ein hässlicher Halsauschlag, den Lucy eines Tages bekam. Caroline ging ins Netz, um etwas zu finden, was sich dagegen tun ließ. Früher oder später führte sie das zu einer Website namens Mumsnet, auf der sie viele Mütter fand, die genau diese Art von Problemen diskutierten, Erfahrungen austauschten und Lösungen anboten. Der Ausschlag war gekommen und wieder gegangen, aber offensichtlich wurden auf Mumsnet auch alle möglichen anderen Probleme diskutiert, denn schon bald verbrachte Caroline den halben Tag auf dieser Website. Ich erinnere mich, dass sie mir eines Tages auf meine sarkastische Frage, wie viele Stunden pro Tag man damit zubringen könne, sich online über MMR-Injektionen und Milchpumpen auszutauschen, eröffnete, dass sie zur Zeit Beiträge zu Threads über Bücher und Politik und Musik und Ökonomie und alle möglichen anderen Dinge schrieb und schon viele Freunde im Netz gefunden hatte. »Wie kannst du mit jemandem befreundet sein, den du noch nie gesehen hast?«, fragte ich sie, worauf sie mir zu verstehen gab, dass meine Sichtweise eine äußerst altmodische sei und ich mich, sollte ich mich im einundzwanzigsten Jahrhundert zurechtfinden wollen, über die Evolution des Konzepts der Freundschaft im Licht neuer Technologien auf dem Laufenden halten müsse. Ich gestehe, dass ich darauf keine Antwort wusste.

Na gut, vielleicht hatte Caroline nicht ganz unrecht. Ich meine damit, dass ich verstehen kann, warum sie online gehen musste, um solche Freundinnen finden und solche

Diskussionen führen zu können. Zu Hause wäre das kaum möglich gewesen. Sie hatte versucht, sich mit anderen Müttern in Lucys Schule anzufreunden, einmal hatte sie sogar versucht, in der Stadt einen Autorinnenkreis zu gründen, alles ohne wirklichen Erfolg. Wenn ich es mir recht überlege, dürfte sie ganz schön allein gewesen sein. Ich hatte immer gehofft, dass sie in Trevors Frau Janice eine Freundin finden würde, aber solche Dinge lassen sich wohl nicht erzwingen. Es wäre schön gewesen, wenn wir zu viert etwas unternommen hätten, aber Caroline hatte der Gedanke nicht begeistert. Und ich war auch keine Hilfe, um ehrlich zu sein. Es war mir klar, dass ich nicht in Carolines Liga spielte, intellektuell gesehen. Zum Beispiel habe ich nicht annähernd so viele Bücher gelesen wie sie. Sie war ständig am Lesen. Man darf das nicht falsch verstehen – ich mag Bücher wie die meisten Menschen. Wenn man im Urlaub am Pool in der Sonne brät, gibt es nichts Schöneres, als die Nase in ein Buch zu stecken. Aber bei Caroline steckte viel mehr dahinter. Das Lesen war für sie zu einer Art Obsession geworden. Im Normalfall las sie zwei bis drei Bücher pro Woche. Meistens Romane. »Literarische« oder »anspruchsvolle« Belletristik nennt man das wohl. »Lesen die sich nicht irgendwann mal alle gleich?«, hab ich sie gefragt. »Ich meine, vermischen die sich nicht alle zu einem.« Ich wusste nicht, worüber ich rede, erklärte sie mir. »Du gehörst zu den Menschen, die um nichts in der Welt ihr Leben wegen eines Buchs ändern würden.« »Warum sollte ich mein Leben wegen eines Buchs ändern?«, erwiderte ich. »Reale Dinge verändern das Leben. Eine Heirat, die Geburt eines Kindes.« »Ich spreche vom Erreichen neuer Horizonte«, sagte sie. »Der Erweiterung des Bewusstseins.« Aber da kamen wir einfach nicht auf einen Nenner. Ein-, zweimal hab ich versucht, mir etwas mehr Mühe zu geben, aber ich habe nie richtig kapiert, worauf sie hinauswollte. Ich bat sie, mir ein paar Bücher zu nennen, die vielleicht mein Leben verändern konn-

ten. Sie empfahl mir, es mit zeitgenössischer amerikanischer Literatur zu versuchen. »Besorg dir mal einen von den Rabbit-Romanen«, sagte sie, und als ich ein paar Stunden später aus dem Buchladen zurückkam und ihr zeigte, was ich gekauft hatte, sagte sie: »Willst du mich verarschen, oder was?« Es war *Unten am Fluss* von Richard Adams.

(Ein verflucht gutes Buch, wenn man mich fragt. Mein Leben hat es allerdings nicht verändert.)

Aber ich schreibe gerade um den heißen Brei herum, um diese wirklich peinliche Geschichte nicht erzählen zu müssen, die so begann: Nach unserer Trennung – Lucy und Caroline lebten schon oben in Cumbria – registrierte ich mich bei Mumsnet. Als Username dachte ich mir »SouthCoastLizzie« aus und gab vor, eine alleinerziehende Mutter aus Brighton zu sein, die ihr eigenes kleines Geschäft betrieb, kleine Schmuckstücke und dergleichen anfertigte. Natürlich kannte ich Carolines Usernamen und suchte mir die Threads heraus, in denen sie sich an der Diskussion beteiligte. Nach und nach machte ich es mir zum Prinzip, auf jeden ihrer Posts möglichst als Erster zu antworten, schloss mich ihrer Argumentation an, fügte manchmal der Form halber die eine oder andere Variante oder Korrektur hinzu, war aber in der Regel einer Meinung mit ihr. Das war manchmal schwierig, besonders wenn es in dem Thread (was nicht selten der Fall war) um ein bestimmtes Buch oder einen Schriftsteller ging. In solchen Fällen versuchte ich mich mit Gemeinplätzen durchzumogeln. Nachdem ich das ein paar Wochen lang so praktiziert hatte und sicher sein konnte, Caroline die Existenz von SouthCoastLizzie zu Bewusstsein gebracht, sie vielleicht sogar neugierig auf sie gemacht zu haben, schrieb ich ihr in einer persönlichen Nachricht, mein richtiger Name sei Liz Hammond, ihre Posts würden mir sehr gut gefallen, ich wäre davon überzeugt, dass wir viele gemeinsame Interessen hätten, und ob sie nicht Lust hätte, sich mit mir in Form von E-Mails etwas direkter auszutauschen? Ich war mir nicht sicher,

ob sie antworten würde, aber sie tat es, und als ich sie las, staunte ich nicht schlecht.

Caroline und ich waren ungefähr vierzehn Jahre zusammen. Ich kann in aller Aufrichtigkeit sagen, dass sie mir nie, nicht ein einziges Mal auch nur mit annähernd so viel Zuneigung im Ton etwas geschrieben – oder zu mir gesagt – hat wie dieser »Liz Hammond« in ihrer ersten E-Mail. Ich will sie hier nicht zitieren – auch wenn ich große Teile davon auswendig kann –, aber ich schwöre, dass niemand die Wärme, die Freundlichkeit, die *Liebe*, die sie in diese an eine vollkommen Fremde gerichteten Worte gelegt hat, für möglich halten würde – an eine vollkommen Fremde, *die nicht einmal wirklich existierte*, um Himmels willen! Warum hatte sie mir nie so geschrieben – nie so mit mir gesprochen? Ich war so schockiert, und so ... *verletzt*, dass ich ihr ein paar Tage lang nicht antworten konnte. Ich darf nicht verschweigen, dass ich mich ein bisschen fürchtete, als ich mich schließlich doch aufraffte. Zweifellos würde ich eine neue Seite an Caroline kennenlernen, wenn ich die Korrespondenz fortsetzte – eine Seite, die während unserer Ehe nie zum Vorschein kommen durfte. Daran würde ich mich gewöhnen müssen. Trotzdem beschloss ich, nichts zu überstürzen. Wenn Caroline und die nicht existierende Liz Hammond sich zu schnell zu nahekamen, würde die ganze Geschichte bald furchtbar kompliziert werden. Ich wollte nicht zu ihrer besten Freundin oder so etwas werden, ich wollte einfach auf dem Laufenden bleiben, die Alltagsdinge erfahren, die ich in meiner Rolle als ihr Exehemann nicht erfuhr. Und so kam es dann auch mehr oder weniger. Ich lernte, die Eifersucht zu ignorieren, die ich bei jeder von Carolines E-Mails empfand – das Gefühl, dass ich, der Mann, mit dem sie zwölf Jahre lang verheiratet gewesen war, ihr die ganze Zeit über fremd geblieben war –, und konzentrierte mich stattdessen auf die Häppchen, die ich auf diese Weise erfuhr: die Tatsache, dass Lucy Klarinettenunterricht nahm, dass sie gute Noten in Geografie nach Hause

brachte und ähnliche Dinge. Im Gegenzug fütterte ich Caroline mit Informationen über mein fiktives Ich, und halb bedauerte ich schon, die Geschichte überhaupt angefangen zu haben. Ein paar Mal tauschten wir Fotografien, und als Gegenleistung für das Bild, das sie und Lucy vor ihrem Weihnachtsbaum zeigte (das ich übrigens einrahmte und mir auf den Kaminsims stellte), lud ich mir irgendeine Fotografie von Kindern fremder Menschen aus dem Internet herunter und gab sie Caroline gegenüber als meinen Sohn und meine Tochter aus. Es gab für sie nicht den geringsten Grund, mir nicht zu glauben.

Das alles klingt ganz schön traurig, oder? Aber – um fair zu mir selbst zu sein – ich tat es immer nur dann, wenn ich besonders verzweifelt war, und das war ich an diesem Abend. Poppy kennengelernt und die Verbindung zu ihr gleich wieder verloren zu haben, Sydney gegen Watford eingetauscht und die Erfahrung gemacht zu haben, dass ich meinem Vater nicht einen Schritt nähergekommen war, dabei gewesen zu sein, wie der arme Charlie Hayward gestorben war – alle diese Dinge hatten mich aus der Fassung gebracht, dafür gesorgt, dass ich mich im Jetlag dieses Abends so miserabel fühlte wie selten zuvor. Ich lechzte wieder nach Kontakt mit jemandem, und dieser Jemand konnte nur Caroline sein, und ich brauchte mehr als die übliche Schnellabfertigung, die mir zuteil geworden wäre, wenn ich angerufen und mich nach ihrem Befinden erkundigt hätte.

Immerhin hielt ich die E-Mail relativ knapp. Ich entschuldigte mich für mein dreiwöchiges Schweigen und behauptete, mein Computer sei zusammengebrochen, und die Reparatur habe Ewigkeiten gedauert. Ich schrieb ihr, mein kleines Schmuckgeschäft in Brighton beginne die ersten Auswirkungen der Kreditkrise zu spüren. Ich loggte mich auf die Website des *Daily Telegraph* ein, warf einen schnellen Blick auf die Nachrichten des Tages und fragte Caroline, ob sie daran glaube, dass man den Bonuszahlungen für Bankmanager tatsächlich ein Ende

machen werde. Das alles ergab schließlich drei Absätze, und zu mehr war ich für den Augenblick nicht in der Lage. Unten drunter schrieb ich: »Pass auf dich auf, lass von dir hören, Liz« und setzte einen kleinen gelben Smiley dahinter.

Caroline antwortete etwa nach einer Stunde. Es war eine ihrer üblichen E-Mails, warm und offen, aufgepeppt mit ihrer etwas schrägen Ironie, mit vielen mitfühlenden Fragen zu Liz' Alltag, ob sie glaube, dass ihr Geschäft es schaffen werde, und so weiter. Als ich sie ausdrückte, ergab sie zwei Seiten. Lucy war im zweiten Jahr auf der höheren Schule und schien gut zurechtzukommen. In Naturwissenschaften musste sie eine »überaus attraktive« Lehrerin bekommen haben. Im letzten Absatz erzählte Caroline ein bisschen von sich selber: Ihre Schreiberei gewinne endlich an Schwung, sie habe eine gute Literaturgruppe gefunden, man treffe sich jeden Dienstagabend in Kendal, der Durchbruch sei gekommen, als sie begonnen habe, auf ihre eigenen Lebenserfahrungen zurückzugreifen – vorwiegend auf Episoden aus ihrer Ehe –, aber sie schreibe in der dritten Person, damit eine gewisse »Distanz und Objektivität« gewährleistet bleibe. Zufällig sei sie vor ein paar Tagen mit einer kurzen Erzählung fertig geworden – ob Liz nicht Lust habe, sie zu lesen und vielleicht sogar ein bisschen konstruktive Kritik zu leisten?

Ich muss gestehen, dass ich jetzt doch langsam Bauchschmerzen bekam. Es kam mir vor, als würde ich in Carolines Dessous oder dem Korb mit der Schmutzwäsche stöbern. Es war eine hässliche Faszination mit im Spiel, die mich immer mehr abstieß. Wie konnte sie so viel für eine erfundene Person (Liz) empfinden und so wenig für eine reale (mich). Meine Gedanken gingen zurück zu dem Brief von Poppys Onkel, der Schilderung von Donald Crowhursts Abstieg in den Wahnsinn. Was hatte er in sein Logbuch geschrieben? Angefangen hatte es mit seinem Versuch, die Quadratwurzel von minus eins zu berechnen, und der hatte ihn zu abstrusen Mutmaßungen über

Menschen geführt, die zu »Wesen der zweiten kosmischen Generation« mutiert waren und auf eine ganz und gar unkörperliche, immaterielle Weise miteinander in Verbindung traten. Ja – vielleicht war er gar nicht so verrückt gewesen. So etwa um das Jahr 2000 herum, hatte er vorhergesagt, oder? Mit anderen Worten, ziemlich genau die Zeit, als jedermann das Internet zu nutzen begann. Eine Erfindung, die es jemandem wie Caroline inzwischen erlaubte, ihre engste Beziehung mit einer Person zu haben, die nichts weiter war als ein Produkt meiner Fantasie.

Ich legte den Ausdruck mit ihrer E-Mail zur Seite, rieb mir die Augen und schüttelte heftig den Kopf. Was für ein absurder Gedankengang. Nein danke, ich wollte Donald Crowhurst nicht in den dunklen Tunnel folgen. Ich würde jetzt nach unten gehen, mir eine Tasse Tee und der lächerlichen Charade um »Liz Hammond« ein Ende machen, solange ich noch konnte. Das war meine letzte E-Mail gewesen. Keine Hinterhältigkeiten mehr. Keine Täuschungen mehr.

Aber auf die Erzählung war ich doch ein bisschen neugierig.